

Nr. 215. Bromberg, den 4. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(16. Fortsetzung.)

Über der Riesenstadt Newyork dehnte sich der Zauber einer wundervollen Frühlingsnacht. Freilich, tief unten in dem Gewirr der tausend Straßen, die wie die Fäden einer Spinne in- und durcheinander liefen, war nichts von ihr zu sehen. In acht- und zehnfachen Reihen jagten die Autobusse, Karossierien, Equipagen, Lastwagen, Motorfahrzeuge aneinander vorüber. Unbeweglich stand der diensthabende Ordnungsmann auf seiner erhöhten Kanzel und leitete den Verkehr durch eine befehlende Geste seiner Hand. Eine zustimmende Gewährung und die hunderte von Fahrzeugen sausten aneinander vorüber, ihre Lichter machten den Asphalt zu einer einzigen, hellschimmernden Welle, die sich mit dem Strom von Glanz paarte, der aus den taghell erleuchteten Fenstern der großen Geschäfte floß. Ein stummes Verneinen der befehlenden Rechten, und der gesamte Verkehr stoppte, wie auf den Sekundenschlag eines dröhnenden Uhrwerkes. Das Tuten, Surren, Knirschen, Rasseln verstummte jählings. Die ganze Straßenbreite war für eine, wenn auch kurze Spanne Zeit, den Fußgängern zur Überquerung geöffnet. Wie der blendende Kegel eines Riesenscheinwerfers flutete all die Helle über ihnen zusammen, machte die Gesichter weiß und gespensterhaft, ließ ihren Schritt tänzeln und den hellen Saum der Frauenkleider, die unter dunklen Mänteln geschützt lagen, aufleuchten. Und dann machte eben diese Hand den Wagenverkehr wieder durcheinanderfluten, daß nur der geübteste Fahrer nicht von ihm zerdrückt und zerquetscht wurde.

Gleich uneinnehmbaren Burgen starrten die Wolkenkratzer aus Nebel, Rauch und Dunst und die Lichter aus ihrem vierzigsten oder fünfzigsten Stockwerk zitterten wie Sternchen weit hinten am Horizont.

Es schien, als ob in dieser Frühlingsnacht Newyorks oberste Zehntausendklasse sich in dem größten Konzertsaal, den die Weltmetropole aufwies, ein Stelldichein gäbe. In Achterreihen standen die Autos und Equipagen an der Auffahrt hintereinandergedrängt. Immer neue schlossen sich an. Ein ganzer Wagenpark zog sich die Straße hinauf. Und immer noch kein Ende.

Das Vestibül warf Brände von Licht durch die sich stets von neuem öffnenden Flügeltüren. Seide rauschte auf. Ein Strom von Wohlgerüchen, aus tausend Blüten und Essenzen zusammengemischt, machte die Sinne trunken. Edelsteine blitzten aus Stirnstreifen, Diademen und Ohrgehängen. Aus tiefem, tiefstem Dekolletee blitzten sie auf, wie ein Funke von einem Glühwürmchen in der Johannisnacht. Marmor schienen die weißen, stolz getragenen Nacken zu sein, die nackten Arme wetteiferte mit ihnen, kaum der Hauch von einem Band, der an den Schultern Seide, Brokat oder Sammet zusammenhielt.

Die Deckenbeleuchtung hing, wie ein gläsernes Meer über dem ganz in Gold und weiß gehaltenen großen Raum. Tausendkerzige Birnen warfen Sturzbäche von Licht auf das spiegelnde Parkett und ließen jede, auch die verborgenste Ecke in Tagesklarheit aufleuchten. Die Fräcke und Smokings der Herren stachen wie riesige Tintenflecke aus der kostbaren Pracht der Toiletten ihrer Damen. Man begrüßte, verneigte, küßte und umarmte sich, man kritisierte, spöttelte und zuckte die Achseln, wenn man sich den Rücken wandte.

Die Gesellschaft ist sich in diesem Punkte überall in der ganzen Welt gleich. Auch die fünfte Avenue Newyorks macht hierin keine Ausnahme.

Ein feines Klingelzeichen rann durch die Korridore und zitterte bis hinunter in die weite Halle des Vestibüls.

Spätlinge rauschten über die Schwelle, hasteten nach ihren Plätzen, verneigten sich, lächelten, hoben die Hand zu intimem Gruße.

Ein zweites, silbernes Glockenstimmchen. Die Laute ebbten ab. Man flüsterte oder verständigte sich durch ein Lächeln.

„Er kommt von Chikago—", hauchte die junge Astor ihrer Freundin Ruth Vanderbildt zu. „Er ist herrlich. Noch viel, viel männlicher, als damals im Herbst —". Sie suchte die Logen entlang und fand den Ruhepunkt für ihre Blicke. „Wie ich sie hasse, diese Ellen van der Veldt. Wie sie sich gibt, als ob er schon ihr eigen wäre!"

Und dann ein rasches Öffnen der Türe im Rücken des palmengeschmückten Podiums und im selben Augenblicke ein beinahe amphitheaterartiges aufschreiendes Jubeln der Hunderte von Konzertbesuchern.

„Radanyi! — Radanyi!"

Er verneigt sich. Ein Meer von Blüten, verbeugt sich, ein hilfloser Blick, ein rührend bescheidenes Lächeln. Eine bittende Geste der Linken.

Er will sprechen! — Laßt ihn reden! —

„Radanyi! — Radanyi!"

Er hebt beide Hände zum Dank. Fängt einen der duftenden Veilchensträuße geschickt zwischen drei Fingern auf und steckt ihn in das Knopfloch seines Frackes.

Die junge Astor faltet die Finger wie zum Gebete ineinander. Sie hat jede der Blüten zuvor geküßt und nun liegen sie an seiner Brust. Ganz nahe seinem Herzen. Sie vergißt sogar Ellen van der Veldt zu hassen.

Nun lautlose Stille. Er setzt den Bogen an. Die Hunderte scheinen den Atem eingestellt zu haben. Wie eine Welle Frühlingsluft schwingt Beethovens Musik sich über all das Licht, den Glanz und das Duftgewoge. Das tändelt, flirtet, liebt, heiße Sonne läßt Blüten reifen, schwerhalmige Ährenfelder wogen im Sommerwind, Wälder rauschen auf, verstummen, säuseln im Abendwehen, Mondsilber fließt darüber, Bäche murmeln, aus tiefen Schatten strecken sich unsichtbare Hände, winken und locken, ein Jauchzen, trunken vor Wonne, dann ein jähes Erwachen aus Seligkeit und Glück und Geborgensein — am Wegrand verweint, Verzweiflung im Blicke. Ein Kämpfen, Ringen, — es sind nicht mehr Radanyis Hände, die den Bogen führen — Beethoven selbst ringt mit dem Schicksal. — Dann ein Müdewerden, ein Sichergeben, ein Ruhen nach unerhörter Qual und Angst, ein Hinüberschlummern im Allvergessen, ein letztes Hauchen: es ist vollbracht.

Die Geige schweigt.

Wie ein Sturm braust es über Radanyi hin. Das ganze Blütenwunder amerikanischen Frühlings schüttet die bis zur Ekstase begeisterte Menge über und vor ihn auf das Podium. Das Klatschen, Rufen und Händewinken nimmt kein Ende.

Er wird nicht müde zu danken. Sein Gesicht strahlt. Aber in seinem Lächeln ist so gar nichts Vonsicheingenommensein und Künstlereitelkeit. Nur Wonne und Befriedigung, daß er die Seelen seiner Zuhörer für Beethoven erobert hat.

Aus einer der mittleren Logen kam ein kleiner Lorbeerkranz geflogen und blieb am Hals der Geige hängen.

Elemer sah empor und blickte in ein tiefdunkles Augenpaar, schwarzes, dichtes Haargebausch wölbte sich über einer hohen, weißen Stirne. Eine brennend dunkle Glut lag auf den schmalgeformten Wangen.

Es war Ellen van der Veldt.

Er schloß für Sekundendauer die Lider.

„Dunkel ist die kleine Tore — doch ich liebe blonde Locken —

Blonde Locken licht und sonnig — wie der Flachs an Freijas Rocken."

Er lächelte, aber er sah nicht mehr empor, verneigte sich und noch einmal und abermals, streifte den kleinen Kranz über den rechten Oberarm und setzte von neuem die Geige ans Kinn.

Eine Stunde später saß er erschöpft in einer der blumengeschmückten Nischen des Astor-Hotels. Der große, tiefe Klubsessel aus braunem Leder umschloß seine Gestalt wie ein muskelstarker, schutzgewährender Arm.

Zwischen Ärger und Lachen sah er in das schmunzelnde Gesicht Harald Andersons, der ihm gegenüber saß.

Der junge Mann verzog kaum merklich die Mundlinie, kniff die grauen Augen etwas zusammen und schob die Manschetten bedächtig hinter die Ärmel seines Frackes. Die langen, aristokratisch geformten Finger, von denen einer mit einer Auslese von Perlen geziert war, griffen nach der Sektflasche, die in dem Eiskühler neben dem Tisch stand und ließen den Pfropfen an die Decke knallen.

Geschickt, ohne einen Tropfen zu verschwenden, goß er die hohen, goldgerandeten Kelche voll und ließ den seinen an den Radanyis klingen.

„Auf deine Kunst, Elemer!"

„Ach — —" Radanyi trank leer, lehnte sich zurück und schloß die Augen. „Noch einmal Harald — aber diesmal nicht auf meine Kunst!"

„Auf was dann, mein Lieber?"

Harald Anderson zeigte beide Reihen seiner festen, weißen Zähne, sein Gesicht, dem so ganz und gar jede Rundung und Weichheit fehlte, verriet nicht nur Neugier. Die straffgezogenen Nasenflügel sprachen von Erregung.

Ein Ober trat mit devoter Verbeugung an den Tisch und überreichte Radanyi zwei versiegelte Wertbriefe. Elemer setzte, ohne sich im Sessel aufzurichten, seinen Namen unter die Empfangsbestätigung und legte eine Zehndollarnote daneben. Die Miene des Kellners veränderte sich nicht, aber die Verneigung, als er wegtrat, hätte bei jedem Hofzeremoniell als Ehrfurchtsbezeugung für eine Majestät gepaßt.

Noch ehe die Briefe in Elemers Brusttasche verschwanden, hatte Anderson seine Hand auf die freie Linke des Freundes gelegt. „Sag einmal, du Geigerkönig, für wen wucherst du denn so?"

Radanyis Gesicht wurde weich und kindhaft jung. Seine Augen glänzten in dem hellen Licht der Lüster auf, wie Sonnenflecken auf spiegelnden Wassern. Abwesend sah er an Anderson vorbei, während er ihm sein Geständnis machte: „Für ein süßes blondes Mädchen, das ich liebe!"

„Du liebst?" entfuhr es Anderson. —

Überrascht wandte sich ihm Radanyis Blick zu. „Ich liebe. Ja! — Du erlaubst es doch?" Er lachte vergnügt auf.

Andersons Hand drückte die seinen zitternd auf den weißen Seidendamast des Tisches. „Und blond ist dein Mädchen?"

Elemer nickte rasch hintereinander. „Ja — blond — und blaue Augen hat es, so blau, wie der Himmel zu Hause über der Pußta und lieben kann es — ach, Harald, wenn du wüßtest, wie es lieben kann!"

Andersons Gesicht zeigte zwei dunkelrote Flecken, das untrüglichste Zeichen, daß er aufs äußerste erregt war. „Dann ist es gar nicht Ellen van der Velt?"

„Wie kommst du darauf?" Radanyi zog die Hand unter der des Freundes heraus.

„Ich dachte nur —"

„Du dachtest? — Erlaube, auch Gedanken haben einen Untergrund?"

„Man sagt es allgemein!"

„So? — Sagt man das? — Dann nimmt man es eben mit der Wahrheit nicht sehr genau. Die Zeitungen haben kürzlich auch solch großen Unsinn in die Welt gesetzt. Wenn mir noch einmal ein Reporter auf das Zimmer kommt, fliegt er hinaus."

Radanyi goß rasch nacheinander zwei Gläser Sekt hinunter. Rücksichtslos fuhr er mit sämtlichen fünf Fingern der Rechten in sein sorgfältig frisiertes Haar. „Daß du so etwas glaubst, hätte ich am wenigsten für möglich gehalten, Harald!"

„Du bist so oft bei van der Veldt!" sagte Anderson zögernd. „Du auch!" kam es prompt.

„Ich zähle nicht für Ellen!" Aus Andersons Ton klang eine gewisse Wehmut.

„Und ich will nicht gezählt sein!" erwiderte Elemer schroff.

Die hochaufgeschossene, überschlanke Gestalt des Amerikaners reckte sich. „Und dein Mädchen — ich meine dein blondes Kind — ist dir das Braut oder nur Geliebte?"

Radanyi antwortete nicht. Aber die Abweisung stand nur zu deutlich auf seinem Gesichte geschrieben.

„Verzeih, Elemer!" Harald reichte ihm die Hand über den Tisch. „Ich habe ungeschickt gefragt! — Nicht wahr?"

„Sie ist mir Braut!" kam es erregt. Elemers Finger spannten sich fest um den hohen Stiel des Sektglases.

Harald goß es voll, daß es überschäumte. „Ein Hoch auf die Braut und auf dein Glück, mein Lieber, und auf das ihre!"

Sie tranken die Kelche bis zum letzten Tropfen leer. Als Elemer den seinen zurückstellte, hielt er zwei Hälften in der Hand. Er war fast geometrisch genau in der Mitte abgesprungen.

Radanyi sah ihn aus jäh erblaßtem Gesichte an und blickte dann auf den Freund. „Was bedeutet das, Harald?"

„Nichts!" lachte Anderson. „Was sollte es auch bedeuten! Du hast ein bißchen fest zugefaßt, das ist alles. Ich wußte übrigens gar nicht, daß du abergläubisch bist!"

„Das sind die Zigeuner alle!"

„Bist du ein Zigeuner, Elemer?"

„Ein halber!"

„Wie interessant. — Ich wollte, ich könnte mit dir tauschen!"

„Um Ellen van der Veldt willen?"

Anderson nickte resigniert und besah sein Bild in dem wandhohen Spiegel, der ihm gegenüber zwischen zwei Marmorsäulen eingelassen war. Hagere Formen, ein eckiges, scharf geschnittenes Gesicht, das jeden Tag vom Friseur bearbeitet wurde, von dem etwas widerspenstigen Blondhaar angefangen bis zu der allerkleinsten Bartstoppel. Gar nichts das ein Mädchen zur Begeisterung entflammen konnte.

Radanyi lachte. Er hatte die schweigende Selbstkritik des Freundes mit aufmerksamen Augen verfolgt.

„Du bist nicht mit dir zufrieden, Harald?"

„Nein!" Es wurde obendrein von einem heftigen Kopfschütteln begleitet.

„Wir sind samt und sonders undankbar. Bedenke doch, daß unsere Stammeltern nach Darwin Affen gewesen sind. Haben wir uns trotz alledem nicht herrlich entwickelt, insbesondere wir beide?"

Andersons Lachen, das diesem Ausspruch Radanyis folgte, rief ein halbes Dutzend von Amerikanern herbei, die sich alle in der Nische häuslich niederließen. Man lachte, trank, politisierte, schloß Wetten ab, vereinbarte Zusammenkünfte, nur von Geschäften sprach man nicht.

Es war schon gegen ein Uhr, als Radanyi die breite, mit tiefrotem Plüsch belegte Treppe seines Hotels hinaufstieg. Er hatte vier Zimmer der ersten Etage für sich gemietet. Der Wein prickelte ihm in den Gliedern, nur seine Füße waren etwas unbeholfen schwer. Aber gerade deshalb wollte er den Lift nicht benützen. Das Gehen brachte wieder etwas Leben in die Schenkel.

Er fühlte keinen Schlaf und warf sich angekleidet auf die breite Ottomane in seinem Schlafzimmer. Er rückte etwas zur Seite, um dem Bild seiner Träume Platz neben sich zu machen. „Süße, kleine Eve Mi!"

Er glaubte ihren Körper dicht an dem seinen zu fühlen. Weich und zärtlich strichen seine Finger über die Seide des Kissens, das neben ihm lag. Genau so zart waren ihre Wangen. Seine Arme bogen sich, sein Blut erregte sich bis zum heißesten Verlangen. Er griff hastend in die innere Tasche seines Rockes, warf die beiden Wertbriefe achtlos auf den zunächstliegenden Stuhl und holte seine Brieftasche heraus. Sie hatte ihm damals beim letzten Abschiednehmen ihr Bild in seinen Mantel geschoben. Er hatte es erst einige Stationen später entdeckt. Das war sein kostbarster Besitz, den er immer mit sich trug und auch nun wieder in Händen hielt, ihn zu besehen. „Eve Mi! — Eve Mi!"

Er umschloß es in der Wölbung seiner Handflächen, als sei es die Braut selbst, die er umfangen halte. Seine Küsse brannten auf ihrem Munde. Jeder Zug ihres Gesichtes entfachte neue Sehnsucht in ihm. Er vermochte nicht mehr ruhig zu liegen, sprang auf und begann hin und her zu laufen, immer noch das Bild umschließend.

„In vier Wochen, Eve Mi! — In vier Wochen!" sagte er vor sich hin. Ob sie sich wohl Gedanken machte, warum er nicht schrieb. Aber sie wußte ja, daß er ganz ihr eigen war, daß er wiederkam, daß sie auf ihn zählen durfte. Nein, sie würde nicht an ihm zweifeln.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstabend.

Wildgänse rauschen raschen Flugs gegen Süden.
Ihr Schrei schallt schrill. Im Röhricht rackt die Dommel;
Der Schwarzspecht schlägt im Hain die große Trommel;
Die Hirsche röhren brünstig in den Eichen.
Die hissen hell und falb die Herbsteszeichen.
Im Waldhof bellen bang und laut die Rüden.

Der Kiefern Stämme stehen rot im Abend,
Der seltsam weich und warm ist im Verleuchten.
Geballt steigt weißer Nebel aus den feuchten
Begrünten Wiesen, fahl und wunderlich zerrissen,
Wie Wolken scheints, bald wie ein schwellend Kissen.
Und letzte Winde wehen leicht und labend.

So ist der Herbst, noch schenkend im Vergehen,
Gehüllt in Purpur und in goldnes Gleißen.
Doch im Versterben ist schon ein Verheißen
Von künftigem Frühling und von frischen Freuden,
Von bunten Fluren, blühenden Geschmeiden,
Die silbrigschimmernd in den Gärten stehen.

Alfred-Ingemar Berndt.

Beate und Viktoria.

Skizze von **Oskar Gluth.**

Alle Freunde wußten, in welch ungetrübter, harmonischer Ehe Frau Beate und ihr Mann lebten, der geistvolle, in verhältnismäßig jungen Jahren über Deutschlands Grenzen hinaus zu Ansehen gelangte dramatische Dichter Wolfgang K. Die beiden Gatten ergänzten sich in ihrem Charakter und ihrem Temperament auf das Glücklichste: denn er war ein Mann von lebhafter, leidenschaftlicher Art, der alle großen Fragen der Zeit als persönlichste Angelegenheit nahm, schönheitsdurstig, leicht begeistert, aber auch rasch ernüchtert; Beate dagegen war bezaubernd in ihrem köstlich besonnenen, mütterlichen Wesen und ihrer immer wachen Güte.

Einmal jedoch, — es war in der Zeit, da Wolfgangs neues romantisches Verslustspiel „Die blaue Insel" im Staatstheater einstudiert wurde — mußte Beate ernstlich um den Bestand ihres Glückes bangen. Die Rivalin war zu fürchten: die schöne Viktoria, welche die tragende Rolle der Prinzessin in dem neuen Stück spielte. Von ihr begeistert kam Wolfgang nach der ersten Probe nach Hause und konnte Beate gegenüber nicht genug preisen, wie wundervoll sich Viktoria für die schwierige Rolle eignete. Auch nach den nächsten Proben mußte Beate mit lächelnder Geduld einen Hymnus des entzückten Dichters auf die göttliche Viktoria und ihre ungemeinen Vorzüge, ihre vergeistigte Schönheit, ihre beispiellose Hingabe an die Dichtung anhören. Dann wurde Wolfgang allmählich schweigsamer, er kam zerstreut aus den Proben, obwohl diese ihn weiterhin sehr zu befriedigen und mit der Hoffnung auf einen großen Erfolg des Werkes zu erfüllen schienen. Über „seine Viktoria", wie er sie in fröhlichem Überschwang vor seiner Frau in den ersten Tagen genannt, schwieg er sich mehr und mehr aus, er berührte ihre künstlerische Leistung höchstens mit ein paar zurückhaltend anerkennenden Worten, und Beate spürte doch schmerzhaft, daß Wolfgang, wenn er aus der Probe kam, noch ganz erfüllt war von jener Frau.

Sie fühlte sich im Innersten verletzt. Aber mit keinem unguten Wort zielte Beate gegen die Rivalin. Mutig verbarg sie vor Wolfgang, wie sehr sie litt. Ja, als die Uraufführung des neuen Stückes nahe rückte, bewog sie ihn sogar, im Anschluß an die entscheidende Vorstellung, die nur mit einem Sieg für Wolfgang enden durfte, eine schlichte Feier im eigenen schönen Heim zu rüsten und dazu natürlich auch Viktoria zu laden, gebühre es dieser doch, dann als Königin an der Tafel zu präsidieren. Vergebens wehrte sich Wolfgang als gegen etwas schier Unmögliches.

Der große Abend brachte einen rauschenden Erfolg für den Dichter und für die schöne Viktoria. Immer wieder mußten sie zuletzt Hand in Hand an die Rampe treten, um dem begeisterten Publikum zu danken. Niemand achtete auf Beate, die im Hintergrund ihrer Loge stand und den Blick nicht von den beiden strahlenden Menschen auf der Bühne abwenden konnte.

Dann kam der Augenblick, da Viktoria, wie eine Fürstin von Wolfgang geleitet, an der Spitze eines huldigenden Gefolges laut und übermütig das stille, vornehme Haus betrat, das Beate mit sicherem Geschmack zum schlichten Fest geschmückt. Zum ersten Male standen sich die beiden Frauen Auge in Auge gegenüber. Viktoria in einem blendenden, in dieser Umgebung gewagt erscheinenden Silberstoffkleid, raffiniert geschminkt und um eine Schwebung zu bühnensicher, Beate in einem mattleuchtenden Blau, das ihre edle Gestalt noch größer, fast feierlich erscheinen ließ, das bleiche, regelmäßige Gesicht von den wundervollen dunklen Augen erhellt, deren Blick prüfend auf die schöne Schauspielerin gerichtet war.

Wie gebannt hing Wolfgang an Beates Gesicht. Er allein, der in Beates Mienen, ihrem seelischen Widerspiel zu lesen wußte, bemerkte, wie einen kurzen Augenblick etwas wie Spott in ihrem beherrschten Gesicht aufzuckte, und daß Beate, wie von etwas Unschönem peinlich berührt, ein wenig mit dem Kopf zurückwich — es verlieh ihr einen unnachahmlich stolzen Ausdruck. Plötzlich stieg ihm das Blut zu Kopf, es war ihm, als gelte der Spott, ja der Abscheu Beatens auch ihm. Überstürzt griff er in die scheinbar unbefangene Unterhaltung der beiden Frauen ein. Seltsam, mit einem Male erschien ihm das fabelhafte Kleid Viktorias, das er selbst vor wenigen Minuten noch begeistert gerühmt, wie ein Kulissenreißer, und es ärgerte ihn, daß sein Haus, bisher immer im Dienste hohen und reinen deutschen Geistes stehend, sich mit dem dumpfen, schwülen Pariser Parfüm erfüllte, das Viktoria herein getragen. Aber war sie nicht schön wie ein Wunder? Sah Beate das nicht? Zorn keimte in ihm gegen beide Frauen. Er fühlte, daß sie ihn heute zur Wahl zwingen wollten: Beate — oder Viktoria. Ein Abgrund trennte sie. Er konnte nicht zwischen beiden stehen.

Merkten die übrigen nicht, wie die Atmosphäre um diese drei Menschen mit Spannung geladen war? Sie feierten das Fest, blind und unbekümmert. Sie rühmten den Dichter und — fast noch überschwänglicher — die schöne Viktoria. Mit gequältem Lächeln erwiderte Wolfgang die Reden, die seinen neuen Sieg priesen. Ihm war, als hörte er das Gebälk zu seinen Häupten drohend knistern. Beate sah, wie Viktoria triumphierend, ihrer Macht gewiß, ihm mit lockendem Lachen zutrank und wie er den Blick von dieser Frau nicht wenden konnte, die ihre Schönheit wie eine Bacchantin in den Kampf um den Mann warf. Beate fühlte, daß es mit ihrer Kraft zu Ende ging und daß ihr jetzt die Tränen verräterisch in die starren, brennenden Augen treten würden. Doch da begegnete sie dem Blick der andern — und sie lächelte.

Dieses Lächeln, das alle, selbst Viktoria täuschte, traf Wolfgang wie ein Schrei unerträglicher Qual. Es kam über ihn wie ein erschütterndes Wunder. Das Martyrium einer Liebe ohne Grenzen las er aus diesem Lächeln, das ihn schuldig sprach und zugleich zutiefst beglückte. Er hörte nicht, was Viktoria ihn fragte, hörte nicht das leicht trunkene Lachen der andern, das dieser Frage folgte. Abgeschlossen gegen alle Welt suchte er nur Beate, ihren Blick, und hob grüßend, verheißend — und bittend das Glas. Und er sah, wie sich ein roter Blutstrom vom Herzen in ihr bleiches Gesicht ergoß und wie sich das Lächeln der Qual wie durch ein himmlisches Wunder in ein Bekenntnis reinsten Glückes wandelte.

Herrisch riß ihn Viktoria aus der stummen Zwiesprache mit Beate. „Sie blieben mir die Antwort schuldig, Wolfgang. Was muß die Frau — die Frau schlechthin — dem Dichter sein? fragte ich. Ich sage: F l a m m e, die ihn brennt, ferne Verheißung, die ihn lockt, ihn nach sich zieht in alle Höhen und Tiefen."

Still wurde es am Tisch. In dieser Stille lachte Beate, ja, sie lachte, leise und glücklich, wie eine Mutter über einen törichten Streich ihres liebsten Sohnes lacht. „Aber s e i n e Frau, liebe Viktoria, ich fürchte, die muß damit zufrieden sein, ihm lächelnd die Tür zu öffnen, wenn er von all dem Kreuz und Quer durch jene Höhen und Tiefen müde zurückfindet — und dichten will."

Neue Raketenwagen in Sicht.

Die Ursachen der Mißerfolge. Kein Stillstand der Forschung.

Von **Max Valier.**

Wer in den letzten sechs Wochen die Zeitungsmeldungen über den Stand des Raketenproblems verfolgt hat, mußte den Eindruck gewinnen, daß nach den ersten Erfolgen von Rüsselsheim und Berlin nun ein Rückschlag, wenn nicht gar ein Stillstand in der Entwicklung der Rakete als Antriebsmotor für Bodenfahrzeuge eingetreten ist, der die Hoffnungen als unberechtigt erscheinen läßt, die von den Vorkämpfern des Raketenantriebs in die Zukunftsmöglichkeiten dieser Erfindung gesetzt wurden. Denn die beiden letzten Opel-Sanderschen Raketenwagen, mit welchen auf der Bahnstrecke Hannover-Burgwedel am 23. Juni und 4. August Angriffe auf den Geschwindigkeitsweltrekord versucht wurden, explodierten und auch der erste Eisfeld-Valier'sche Raketenwagen, der am 26. Juli auf der Harzbahnstrecke bei Stiege vorgeführt wurde, sprang bei der dritten Fahrt, allerdings erst, nachdem sich alle Raketen ordnungsmäßig entladen hatten, aus den Schienen und wurde zertrümmert.

Indessen darf man sich durch solche äußerlich scheinbar klar bewiesenen Mißerfolge nicht täuschen lassen. Nicht der

Trümmerhaufen, sondern die Ursache des Unglücks entscheidet. Ist diese gefunden und als überwindlich erkannt, dann wird sich der Fortschritt in der Entwicklung der neuen Motorentype nicht aufhalten lassen, auch wenn zu Anfang noch so viele Probefahrten mißlungen sind.

Es mag darum nicht uninteressant sein, die Ursachen der letzten Mißerfolge bei den Raketenwagenfahrten zu betrachten.

Bei der Fahrt des „Opel Rak 3" am 23. Juni war offenbar die zu starke Schubkraft bei der ersten Zündung daran schuld, daß der Wagen, kaum daß er sich in Bewegung gesetzt hatte, aus den Schienen gehoben und gegen die Bahnböschung geschleudert wurde, worauf der größte Teil der Restladung zur Explosion kam, denn Opel und Sander hatten die Schubkraft dieser Zündung mindestens gleich dem fünffachen Gewicht des Fahrzeuges gemacht. Als ungünstig mochte die einfache Übereinanderlagerung der Raketen ohne Staffelung und räumliche Trennung mitwirken, auch war die Befestigung gegen Verschiebungen in der Längsrichtung in Anbetracht der enormen Beschleunigung wahrscheinlich ungenügend. — Die Schlußfolgerung ist, daß sich durch Mäßigung der Schubkraft, Veränderung in der räumlichen Anordnung der Raketen und mehr Sorgfalt in der Ausbildung ihrer Befestigung der Mißerfolg hätte vermeiden lassen. Daß der Wagen trotzdem später, bei Erreichung einer übergroßen Geschwindigkeit jenseits des bisherigen Weltrekordes, vermutlich aus den Schienen gesprungen wäre, ist eine Sache für sich; jedenfalls würde die Entgleisung nicht schon am Anfang, bei der ersten Zündung, als die eigentliche Fahrgeschwindigkeit noch ganz gering war, eingetreten sein.

Bei der Fahrt des „Opel 4" am 4. August, die ebenfalls wenige Meter nach dem Start zur Zerstörung des Fahrzeugs führte, war die Ursache ersichtlich eine andere, denn durch Vergrößerung des Wagengewichts und Verringerung der Zahl der gleichzeitig zündenden Raketen hatte man die Schubkraft auf weniger als das doppelte Wagengewicht heruntergedrückt. Tatsächlich soll sich dieser Wagen ganz in der vorhergesehenen Weise in Bewegung gesetzt haben und erst durch einen Kurzschluß in den Zündkabeln, der zur Explosion des größten Teils der Ladung führte, vernichtet worden sein. — Daraus folgt, daß durch entsprechende Ausbildung der Kabelführung, bzw. konstruktive Sicherung in der Anlage der Zündmaschine sich auch dieser Mißerfolg vermeiden läßt.

Bei dem Start des „Eisfeld-Valier Rak 1" hinwieder erfolgte die Zertrümmerung abermals aus ganz anderen Gründen. Hier waren die Einzelraketen gestaffelt und nach vorn geneigt über den ganzen Radstand des Wagens verteilt, in U-förmige Rinnen, durch feuerfestes Isoliermaterial getrennt, eingebettet, und durch Stoppinen mit Zeitzündern miteinander verbunden, so daß Kurzschlüsse und sonstige Ursachen gegenseitiger unvorhergesehener Inbrandsetzung ausgeschlossen waren. Die von der Firma Eisfeld mit besonderer Sorgfalt hergestellten Einzelraketen, wie die Zündanlage und Anordnung bewährten sich tatsächlich einwandfrei. Die Schubkräfte hielten sich auch bei den ersten drei Zündungen gleich dem Doppelten bis Dreifachen des Wagengewichts, während die letzte, verstärkte Zündung eine Kraft von etwa dem Vierfachen des (um die bereits ausgebrannten Raketen erleichterten) Fahrzeuggewichts erreichte. Dazu kam, daß der Wagen vor der vierten Zündung bereits eine Geschwindigkeit von etwa 180 km/hbesaß, die durch den neu hinzu tretenden Raketenschub dem Augenschein nach sich momentan verdoppelte. Dieser übergroßen Schnelligkeit von vielleicht schon über 300 km/h waren aber die einfachen Holzräder von 50 Zentimeter Durchmesser nicht mehr gewachsen, zumal sie nur auf Zapfen und nicht in Kugellagern liefen. Dies allein würde zur Entgleisung wegen Zerspringens eines Rades geführt haben. Da aber noch ein starker Seitenwind herrschte, wurde der Wagen durch ihn gegen den Eisenmast eines Steigungsanzeigers links am Bahndamm geschleudert und erst durch diesen Anprall völlig zertrümmert. — Die Folgerung aus diesem Unfall bezieht sich in erster Linie auf die Verbesserung der Räder, die selbstverständlich durch die Anwendung von Kugellagern, Sonderfelgen usw. technisch durchaus möglich ist.

Man kann also *keineswegs von einem Versagen des Raketenprinzips sprechen*, sondern nur von konstruktiven Mängeln und widrigen Umständen, welche die Schuld an den bisherigen Mißerfolgen tragen. Das wissen die Hauptbeteiligten selbstverständlich sehr gut und haben ein jeder für sich im Geheimen inzwischen weiter fortgearbeitet. Es ist also keineswegs ein Rückschlag oder Stillstand auf dem Gebiete der Raketentechnik eingetreten, sondern nur *eine Vertiefung der Forschungsarbeiten*, denn es gilt ja heute nicht mehr, eine Priorität zu sichern oder zu zeigen, daß der Raketenantrieb für die Bewegung von Bodenfahrzeugen überhaupt möglich ist, sondern es gilt, durch die überlegene, wirtschaftlichere, kurz gesagt, durch die bessere Leistung zu siegen.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, nähert sich die große Pause in der Vorführung von Raketenwagen ihrem Ende zu, und es kann sein, daß, wenn diese Zeilen erscheinen, von der einen oder anderen Seite bereits wieder Raketenwagenfahrten angekündigt werden.

Das Ochsen-Menuett.

Rudolf Hans Bartsch erwähnt in seinen „Bittersüßen Liebesgeschichten" dies bekannte Menuett von Haydn. Die sonderbare Benennung hat eine amüsante kleine Vorgeschichte:

Es pocht eines Tages mit derber Hand an Haydns Tür und herein tritt ein kräftiger, wohlgenährter Mann in der Tracht der ungarischen Gutsbesitzer. Er begrüßt den Meister mit einem Händedruck von schmerzhafter Herzlichkeit und trägt dem Erstaunten seine Bitte vor: „Also, nämlich meine Tochter — ich hab nur die eine! — will heiraten, und zwar den Fichtenhainer, der ein reputierlicher Kaufmann zu Oedenburg ist. Da nun Ew. Gnaden gar so schöne Sachen komponiert, daß einem das Herz im Leibe lacht, möcht' ich für die Hochzeit so recht ein schönes Menuett haben, wissen's, so eins, wo gleich die Füße das Zappeln bekommen! — Sehen's, so ein Oratorium ich wohl was Herrliches, aber es geht doch nichts über ein hübsches Menuett!"

Haydn, dem die ganze Sache Spaß macht, geht auf den Antrag ein und sagt zu. — „Viel tausend Dank", sagt der ländliche Kunstmäzen, „mein Name ist Zapolya, ich bin ein Mann, der sein gutes Auskommen hat. In ein paar Tagen bin ich wieder da."

Der gute Haydn schrieb, „um das Ding los zu werden", sogleich das Menuett nieder, und als einige Tage darauf der biedere Zapolya kam, spielte er es ihm vor, und der zog dann mit begeisterten Danksagungen ab, was der Komponist ziemlich „billig" fand.

Mehrere Wochen vergehen, da hört Haydn vor seinem Fenster ein verworrenes Gesiedel und musikalisches Getön, aus dem ihm das Motiv seines Menuetts entgegen klang. Er trat ans Fenster und sah dort unten auf der Straße einen fetten, prächtigen, blumengeschmückten Ochsen, den man unter diesen Musikklängen feierlich vor das Haus führte. Voran schritt mit gravitätischer Selbstzufriedenheit, und ohne sich um das Gaffen der Leute zu kümmern, Zapolya, trat ins Haus und erschien in Haydns Gemach.

„Grüß Gott, Ew. Gnaden! Ihr wundert Euch über unser Beginnen Glaub's gern! Nun, die Hochzeit meiner Tochter ist in Freuden vonstatten gegangen, und Euer schönes Menuett hat die Beine der Alten und Jungen gehörig durcheinander gewirbelt. Darum wollt ich nicht verfehlen, Ew. Gnaden mit meinem besten Ochsen die Ehre zu erweisen. Er ist mein Dank und Euer Eigentum, mögt Ihr ihn gesund genießen!"

Ferdinand Bruger.

Bunte Chronik 

* **Das Festmahl des Klubs der Dreizehn.** Der Thirteen-Klub, der Klub der Dreizehn, der von Londoner Geschäftsleuten gegründet worden ist, um den Aberglauben ad absurdum zu führen, hat dieser Tage sein alljährliches Festmahl veranstaltet. Nachdem die Hors d'oeuvres, die aus dreizehn verschiedenen Delikatessen bestanden, vertilgt waren, schritt der Vorsitzende des Klubs, der dreizehn Mitglieder besitzt, den Bankettteilnehmern in den Speisesaal voran, indem er mit einem geöffneten Schirm unter einer Leiter durchging. Der Tafelschmuck bestand aus der in allen Variationen ausgeführten Zahl dreizehn.

*

* **Der Wert des menschlichen Körpers.** Der Wert des menschlichen Körpers beträgt, was das Material anbetrifft, nicht mehr als vier Mark. Nach den Berechnungen des englischen Arztes Allan Cray enthält der menschliche Körper ein kleines Quantum Zucker, das für eine kleine Zuckerdose knapp ausreichen würde, etwas Kalk, ausreichend, um einen kleinen Kasten anzustreichen, Eisen von der Menge einer Stricknadel. Der Phosphor würde zu acht bis zehn Streichhölzern reichen und der Hauptbestand Wasser ist ohne jeden Wert. Der Gesamtwert aller Menschen der Erde, etwa 1800 Millionen, würde dem Vermögen einer mittleren Bank entsprechen.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg.